

EBERHARD ESCHE

*Der Kunst zu dienen*

Briefe  
an eine Theaterenthusiastin

Herausgegeben von Esther Esche

EULENPIEGEL VERLAG

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.**

Eulenspiegel Verlag –  
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-359-01381-5

1. Auflage 2018

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin unter Verwendung  
eines Fotos von ullstein bild – Will

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)



Lieber Eberhard,

als vor einiger Zeit der Eulenspiegel Verlag an mich herantrat und mir vorschlug, eine Sammlung Deiner Geschichten zusammenzustellen, eingeleitet mit einem Vorwort von mir und angereichert mit Anekdoten aus meiner Erinnerung an Dich, lehnte ich erst einmal ab. Zum einen dachte ich, wozu noch mal Altes, Bewährtes neu auflegen, zum anderen sähe es dann so aus, als würde ich versuchen, mich posthum über Dich zu profilieren. Privates wollte ich nicht preisgeben, und Deine brillanten Geschichten mit eigenen zu ergänzen hielt ich für anmaßend. Dennoch machte ich mir Gedanken.

Nach Deinem Tode erhielt ich zahlreiche Briefe von Menschen, die Du ihr halbes Leben als Schauspieler begleitet hast und die auch Dir als Zuschauer ewig treu blieben. Mit vielen unterhieltest Du einen regen Briefwechsel, und mir wurde bewusst, dass Du, der sich immer mehr vom Theater zurückzog und sämtliche angebotenen Filmrollen ablehnte, dem Menschen an sich und seinem Stand in der Welt näher warst, als Dein Rückzug aus der Öffentlichkeit vermuten ließ. So fand ich im Nachlass auch die Briefe einer Dame, die Dich zwar erst spät als Zuschauerin

entdeckte, aber in Deinem Sein völlig zu erfassen schien. Diese Briefe waren gescheit, witzig und herausfordernd, der Stil fast poetisch. Ihr letzter Brief an Dich war so berührend – sie wusste nicht, dass Du im Sterben lagst und auf ihre vorherigen Briefe nicht reagieren konntest –, dass ich das Bedürfnis hatte, Kontakt zu ihr aufzunehmen. Auch wir schrieben uns eine Zeitlang, telefonierten miteinander und trafen uns schließlich an Deinem Grab. Was für eine wunderbare, kluge Person.

Diesen Briefwechsel also schlug ich dem Verlag vor. Der Verleger entschied sich, nur Deine Briefe zu veröffentlichen, wohl wissend, dass sie Deiner Briefpartnerin durch das Aufgreifen ihrer Gedanken durchaus gerecht werden.

Erneut stand die Frage eines Vorworts im Raum, und wieder dachte ich: Nicht von mir! Was könnte ich dem Leben, das Du in Deinen Briefen schilderst, also dem Theater, dem Kompostieren oder der Politik voranstellen? Die Themen, die Du Deiner Briefpartnerin teils so heiter, teils so nachdenklich dargelegt hast, enthalten die Welt – Schauspielereitelkeiten, Maikäfer, Treuhand, Arbeitsteilung, Heine oder den Kommunismus. Gut und schön, nur kein Faden, an dem ich ziehen könnte.

Ich las Deine Briefe wieder und wieder, und endlich fand ich den Gedanken, den aufzugreifen mir wichtig ist für meinen Vorwortbrief an Dich. Du schreibst am 30. Juni 2003: »Und gäbe es nicht die Mehrheit des Publikums, welches noch immer das Gute sucht,

hätte die Kunst schon längst aufgehört zu existieren.«

Besser lässt sich Dein Anliegen als Schauspieler nicht beschreiben, nämlich die Ansprüche des Publikums zu bedienen. Kein Mitarbeiter des Theaters ist ihm so nah wie der Schauspieler, weder Intendant noch Dramaturg oder Regisseur. Nur der Schauspieler kann das Publikum auf die Spuren beispielsweise eines Heine locken und ihm den Sinn des Dichterwortes zu erschließen helfen. Weiter schreibst Du nach einer Vorstellung des Reineke Fuchs: »Das Publikum an diesem Abend war großartig. Es war sehr wach, und spätestens im Achten Gesang spielten wir zusammen. Wir gewannen für den Moment eines Theaterabends die gleiche Weltsicht.« Du schreibst: »Das sind die wenigen Momente, in denen ich mich im richtigen Beruf wähne: Du kannst die Gäste alle auf einmal umarmen.« Wie schön, wie berührend ...

Und immer wieder Deine Verehrung für den Dichter. Wie sagtest Du einmal so treffend: »Man kann von der Zeit, in der man lebt, die Schnauze voll haben, aber nicht von einem Gedicht, das diese Zeit überlebt.«

Ich staune heute, dass Du, der sich geradezu wehrte gegen jegliche Fremdbestimmung, zugelassen hast, dass eine anonyme Zuschauerin eindringen durfte in Deine Welt: Den gnadenlosen Anspruch an Dich, an den Text, an Deine Art zu interpretieren. Eine Westberlinerin, beruflich theaterfern, die sich erst nach

der Wende in das Ostberliner Deutsche Theater begab, um auf Empfehlung von Freunden den *Reineke Fuchs* zu sehen. Ein Schlüsselerlebnis.

Ich staune weiter über Deine Geduld in Euren Zwiegesprächen. Das absolute Gegenteil habe ich in Erinnerung – Berlin, achtziger Jahre, gemeinsamer Spaziergang zur Weidendammer Brücke, Thema griechische Mythologie (Dein Steckenpferd). Und dann Dein Entsetzen: Ich kannte Hephaistos nicht. Mit meinen siebzehn Jahren sicher nichts Außergewöhnliches, doch Dein Anspruch war ein anderer. Geschichte war wichtig. Meine Fünf in Mathe war Dir piepegal, dafür warst Du stolz auf meine Eins im Turnen. Ja, so ist das mit den Ansprüchen – an sich, an andere und an anderes.

Dafür steht auch Dein geliebter Kraatzer Gartenpark. Anfang der Siebziger zog es Dich aufs Land, ins Brandenburgische. Du kauftest Dir eine alte Natursteinscheune und baute sie zu einem stattlichen Wohnhaus aus, um es als Zweitwohnsitz zu nutzen. Ende der Neunziger kehrtest Du Berlin komplett den Rücken, zogst ganz aufs Land und gingst Deiner neuen Leidenschaft des Gärtnerns nach. Intensiv hast Du Dich mit Landschaftsarchitektur beschäftigt, hast Dir auf Deinem Anwesen ein kleines Paradies geschaffen – mit Skulpturen, Baumallee, Patio und einem feinen Teich samt zweier Bewohner, den Fröschen Bodo und Vanessa. Nie hätte ich vermutet, dass ein Mann, der in der Welt von Heine und Goethe lebte, zugleich so ein

kreativer Gärtner sein konnte. Doch eigentlich hätte ich es wissen müssen: Dein Sinn für das Schöne und Gute im Leben drückte sich auch in Deiner Achtung vor der Natur aus.

Am Ende der schönen Eibenallee hast Du auf einem schmalen Sockel die Namen Deiner Gefährten und Verbündeten im Dienste des Theaters und seines Publikums verewigt: Ernst Busch, Herwart Grosse, Dieter Franke. Über allen thront die Büste Deines hochverehrten Intendanten Wolfgang Langhoff. Stellvertretend für die Nachwelt flochtest Du diesen Mimen doch ihre Kränze.

Lieber Eberhard, ich danke Dir für eine entscheidende Lebenserkenntnis: Den tiefen Respekt vor dem Beruf und der Berufung des Schauspielers, vor dem Wort des Dichters und vor dem Publikum.

Deine Tochter Esther



*Dem Wunsch der Briefschreiberin nach Anonymisierung nachkommend, hat der Verlag die Anrede »Liebe Dame« gewählt und überall dort eingesetzt, wo Eberhard Esche seine Briefpartnerin mit »Liebe Frau ...« anredet.*

Kraatz, 15. März 2003

Liebe Dame,

ich bedanke mich sehr für Ihren so lobenden Brief. Ich gestehe, ich lese Lob sehr gern. Fast lieber, als es zu hören. Denn beim Lesen kann man es immer wieder lesen, beim Hören eben nur das eine Mal hören. Außerdem weiß man das eine Mal nicht, wo man hingucken soll. Andererseits, wenn ich so Feines zu lesen bekomme, hätte ich schon den Wunsch, dass das, was ich höre, ich auch zu sehen bekomme. Allerdings ist dann die Frage offen, ob Sie mich dann gelobt hätten. Und außerdem haben Sie recht, ich weiß nicht, wie ich reagiert hätte. Nicht aus den Gründen der Schauspielereitelkeit entgegenkommend, sondern aus dem einen Grund, die Eitelkeit da einzusetzen, wo ich sie brauche. Und die brauche ich nicht *vor* der Bühne, ich brauche sie *auf* der Bühne. Jetzt wissen Sie, weshalb Schauspieler eitel sind. Ohne Eitelkeit traut sich keine Sau vor das Publikum, das sehen Sie am deutlichsten bei den heutigen Politikern.

Doch zurück dahin, wo es mir am liebsten ist, zum Lob. Dass Sie den letzten *Reineke* gesehen haben, tut mir jetzt, da ich weiß, dass ich ein »Küken der Fuchsgemeinde« vor mir habe, doppelt leid. Es ist lieb, dass Sie nur von einem Hänger sprechen – liebe Dame, ich hatte 6 (sechs)!

Dennoch danke ich Ihnen für Ihre Nachsicht wie  
auch für Ihren sehr lieben Brief.

Wann loben Sie mich wieder?

Ihr Eberhard Esche

Kraatz, 5. April 2003

Liebe Dame,

und wieder so ein feiner Brief. Da kann ich nicht mithalten. Sind Sie mir gegenüber doch im bestmöglichen Vorteil: Ich bin der Tanzbär im Hellen und Sie sind die Dame im Dunkel. So bleibt mir nur der 17. April, um mich der Unsichtbaren dankbar zu erweisen. Das Risiko, dass das gut geht, ist zwar das Risiko jeder Vorstellung, aber nun machen Sie mir durch Ihre Liebenswürdigkeit das Risiko noch größer. Noch dazu Sie mir Ihre Meckerigkeit nicht verhohlen haben. Andererseits: Wenn ich mit dieser keine Bekanntschaft zu machen wünsche, muss ich eben einfach gut sein. Und, ich tue alles dafür. Den Text bimse ich schon wieder seit Tagen. Wenn das Wetter besser wird, noch mehr. Denn gebimst wird während der notwendigen Gartenarbeit. Wenn Sie fragen täten, was ich lieber täte, bimsen oder Gartenarbeit, wäre die einfache und ehrliche Antwort: Gartenarbeit. Der Nachteil davon wäre nur der, dass ich dann keine solchen schönen Briefe mehr bekäme. Und da die Briefe mir Freude machen, muss ich ergo Vorstellung spielen. Also wird der Text gehämmert, immer drauf, hinein in den alten Schädel. Und wenn es so weit ist, dann brauche ich nur noch gute Laune und – die Stimme, die Stimme! Ob die Stimme sitzt!?

Sehen Sie, auch hier zeigt der Schauspieler die berufsspezifische, weil vorbeugende Eitelkeit, Gespenster an die Wand zu malen, damit sie wegbleiben. Ich meine nicht die Stimme, die wegbleiben soll, ich meine die Gespenster. Verzeihen Sie, natürlich hätten Sie es auch ohne Wiederholung gemerkt, was gemeint ist, aber abergläubisch sind die Gaukler auch noch. Ach, Komödianten! Kein Trapezkünstler käme auf die Idee, die Schwierigkeiten seines wesentlich gefährlicheren Berufes an die Glocke zu hängen.

Und da ich bei Geständnissen bin – ich kann Ihre Frage, wie der Übergang von Eitelkeit auf und vor der Bühne stattfindet und ob das Ding abschaltbar ist, leider nicht beantworten. Ich muss gestehen, dass ich über die Eitelkeit eigentlich nur eines weiß, und diese Weisheit ist, wie Sie sicher wissen, vom alten Salomon, die besagt, dass alles eitel ist. Also auch die Bescheidenheit. Also gehe ich bescheiden in die Hochstapellei, am 17. April Goethe zu sprechen. In der heimlichen Hoffnung, dem Publikum und Ihnen eine gute Vorstellung zu bieten.

Auf Wiederloben  
Ihr Eberhard Esche